

...oder wir entwickeln uns weiter

Ein Gespräch zwischen Georg G. Iggers und Albert Müller*

ALBERT MÜLLER: Ich beginne ein wenig mit »Nostalgie«. Ich nehme dieses Buch zur Hand: *Moderne Geschichtswissenschaft. Vom Historismus zur Historischen Sozialwissenschaft*, Deutsche Erstausgabe, Dezember 1978.

GEORG IGGERS: Das Buch ist ja längst überholt ...

AM: Ja, aber ich treibe jetzt Nostalgie: Als ich dieses Buch las, studierte ich im dritten Semester Geschichte an einer eher konservativen österreichischen Universität und war dabei, das – wie man sagt – Handwerkszeug des Faches zu erlernen, nicht frei von einer gewissen konzeptuellen Unzufriedenheit, die für Zwanzigjährige typisch sein mag. Als ich dieses Buch las, veränderte es (zusammen mit ein paar anderen Büchern) in gewisser Weise mein Leben. Der Begriff der historischen Sozialwissenschaft kam in Sichtweite, der Untertitel *Vom Historismus zur historischen Sozialwissenschaft* enthielt damals so etwas wie die Möglichkeit, die Option, die Chance auf eine Veränderung der Disziplin, die ich soeben als Anfänger kennen gelernt hatte. Ihre *Deutsche Geschichtswissenschaft*¹ breitete zudem eine Sichtweise des Historismus aus, die damals – wenigstens in Österreich – vom historischen Establishment nicht geschätzt wurde, die mir jedoch sehr zusagte. Heute erscheint diese Sichtweise des Historismus bereits wieder historisch. Heute spricht man in Deutschland in einem anderen Sinn über Historismus, als Sie es damals vorgeschlagen haben.

GI: Man muss dieses Buch im Kontext seiner Entstehungszeit verstehen. 1968 erschien die amerikanische, 1971 die deutsche Ausgabe. Das war eine Zeit, als es noch sehr wenig Kritik am Historismus gab. Was mich besonders interessierte, war nicht bloß Historismus in wissenschaftlicher Hinsicht, sondern Historismus in seiner politischen Dimension. Ich war überzeugt, Wissenschaft und Politik nicht trennen zu können. Als die dtv-Ausgabe herauskam, erhielt ich Leserbriefe aus Deutschland. Einer kam von Thomas Nipperdey, ihn störte, dass ich die deutschen Historiker ideologiekritisch sah, nicht ausschließlich unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten behandelte.

AM: Nipperdey vertrat den internalistischen Standpunkt.

GI: Ja, ich antwortete ihm in dem Sinn, dass man die spezifische Wissenschaftlichkeit der Historiker des Historismus nicht von ihren spezifischen politischen An-

schauungen trennen könne. Nipperdey verfolgte ja das Ziel, den Historismus zu modernisieren. Dennoch, ich würde heute einiges anders machen, und ich habe das ja in der Neuausgabe des Buches 1997 dargelegt.² Von größter Bedeutung war übrigens ein Buch, das ein Jahr nach meinem erschien: Fritz Ringers *Die Gelehrten*.³

AM: Ringers Buch war ja in gewisser Weise komplementär zu Ihrem.

GI: Ja, nur Ringer gelang es viel besser als mir, alles in einen sozialen Rahmen zu fügen. Von Ringer hätte ich sehr viel lernen können, hätte es das Buch schon gegeben. Ein weiteres Problem besteht darin: Mein Buch war damals sehr geprägt von einem aufklärerischen Fortschrittsgedanken und vom Naturrecht des 18. Jahrhunderts, nicht von der katholischen Variante, im Gegenteil. Und schließlich war ich in mancher Hinsicht auch einfach naiv: Denn was nicht in meinem Buch vorkam, war der Antisemitismus. Die einzige Erwähnung von Antisemitismus war im Zusammenhang mit Meinecke, mit dem dummen Buch, das Meinecke 1945/46 schrieb, *Die deutsche Katastrophe*,⁴ ein in vieler Hinsicht apologetisches Buch, das gleichwohl nicht als solches verstanden wurde. Der Nationalsozialismus käme aus dem Sumpf der Massenbewegung der Französischen Revolution und so weiter. Auch Gerhard Ritter oder Hans Rothfels vertraten ja solche Deutungen. Diese große Linie des Antisemitismus, die den Historismus durchzieht, habe ich damals nicht erkannt. Ich war den Deutschen gegenüber in den 1960er Jahren jedenfalls viel wohlmeinender gesinnt, als sie es verdienten. Also, ich könnte das Buch heute nicht so schreiben, obwohl ich glaube, dass seine Hauptthese noch gültig ist; die These, dass der Historismus aufs engste mit der deutschen und preußischen Politik verbunden war. Meine Suche nach Alternativen führte zur Publikation der *New Directions in European Historiography*.⁵

AM: Ihre Kritik am deutschen Historismus hat bei aller Ablehnung auf konservativer Seite – wie ich glaube – zu einer Neuorientierung der Historismusforschung in Deutschland selbst geführt, ich nenne hier nur Jörn Rüsen und seine Forschungsgruppen; in vielerlei Hinsicht führte dies auch zu Versuchen, auf eine andere, neue Art den Historismus zu »retten« und zu integrieren. (Eine sehr schöne Doppeldeutigkeit liegt im Titel Rüsen's *Die Zukunft der Geschichtswissenschaft in der Vergangenheit des Historismus*.⁶) Der Schwenk von Ranke zu Droysen ist hier sehr bedeutsam. Mit der Re-Konstruktion der Droysenschen Historik (ich meine damit nicht bloß die kritische Ausgabe von Leyh) konnte der Historismus in Deutschland als intellektuelle Strömung bis zu einem gewissen Grad rehabilitiert werden.

GI: Rüsen hat mich am Beginn der 1970er besucht, und seitdem sind wir enge Freunde, haben eng zusammengearbeitet, obwohl wir viele Dinge anders sehen. Wir haben einander ja auch in Rezensionen kritisch besprochen. Ich finde ja, Rüsen hat im letzten Jahrzehnt sehr viel gelernt. Droysen habe ich im Übrigen immer sehr kritisch gesehen, und ich sehe ihn immer noch sehr kritisch. Droysen hat zwar einen viel differenzierteren Wissenschaftsbegriff als Ranke, er sieht, dass die Quellen

nicht direkt die Wirklichkeit widerspiegeln und so weiter, er hat aber keine Methode im engeren Sinn entwickelt – »forschend zu verstehen«, hier scheint immer noch dieses religiöse Moment, das bei Ranke sehr stark ist, gegeben. Wir sollten nicht übersehen, Droysen hat eine starke Affinität zu Ranke, und beide haben – trotz allem – eine starke Affinität zu Hegel: Die Vernunft mündet in den preußischen Staat. Es gibt eine furchtbare Passage bei Droysen, wo er sagt, der Soldat braucht sich keine Gewissensbisse zu machen, er kann morden, brennen, er muss es nur im Auftrag des Staates tun. Aber ich stimme zu, heute diskutiert man den Historismus anders, als man es im Anschluss an mein Buch tat.

AM: Ich mache nur eine Bemerkung zu Droysen und den Methoden. Ich sehe einen gewissen Vorteil darin, dass er der Tendenz nach die Methoden der Historiker, anders als Ranke, offen und erweiterbar angesehen hat, dies macht ihn auch heute noch aktuell. Kommen wir zurück zur historischen Sozialwissenschaft. Wehlers drei Essays, die *Geschichte als historische Sozialwissenschaft*⁷ bilden, waren für mich Plädoyers für ein interdisziplinäres Projekt, zugleich für die Bereicherung der Geschichtswissenschaft um sozialwissenschaftliche Methoden. Erst später kam es zu einem gewissen Weberianischen Monismus, eine gewisse Einengung gegenüber der früheren Konzeption. Wie müsste man die Geschichte der historischen Sozialwissenschaft schreiben? Gibt es sie eigentlich noch?

GI: Weber war gewiss der große Prophet, bis zu einem gewissen Grad bildete er eine Art Feigenblatt für Marx, als niemand mehr Marxist sein wollte. Weber ohne Marx ist ja auch nicht denkbar. Was ich an der historischen Sozialwissenschaft Wehlers und anderer sehr geschätzt habe, war die Einbeziehung der politischen Kritik, die in vielen anderen europäischen Ländern, denken wir an die *Annales*, und in Amerika kaum geleistet wurde. Fragen, ob es die historische Sozialwissenschaft noch gibt, habe ich ja auch öfters mit Jürgen Kocka besprochen, ich habe zwei Artikel für die *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences* geschrieben; er hat sie gut gefunden, war aber von meiner Diagnose ein wenig enttäuscht. In vielerlei Hinsicht ist die historische Sozialwissenschaft heute überholt. Die Frage ist, ob sie gewissermaßen *per se* überholt ist oder ob sie sich nicht angemessen weiterentwickelt hat. Ich finde ja, Wehler hat sich nicht sehr weiterentwickelt, er scheint sich weitgehend auf jene Ideen, die er in den 1970ern entwickelte, zu verlassen. Neben Max Weber suchte er sich allerdings noch einen weiteren Lieblingstheoretiker: Pierre Bourdieu. Dennoch wurden in Bielefeld ganz wichtige Dinge angeregt, ich denke da nicht nur an Arbeiten über den Adel, sondern auch an Arbeiten zur Geschlechter- und Kulturgeschichte, zum Beispiel Ute Freverts Arbeit über die Duelle.⁸ Das waren wichtige Erweiterungen. Bielefeld war für mich nach Göttingen ein besonders wichtiger Ort der Anregung in Deutschland, im Übrigen auch die TU Berlin. Ich selbst war allerdings ein bißchen enttäuscht vom dritten Band der Wehlerschen *Deutschen Gesellschaftsgeschichte*. Der »Frauenteil« erscheint mir misslungen, Alltags- und Kulturgeschichte wurden kaum integriert.

AM: Also war die historische Sozialwissenschaft eine Episode, die nun zu Ende ist?

GI: Alles ist nur Episode, die Entwicklung geht weiter. Max Weber hat ja einmal gemeint, eines der Dinge, die an der Wissenschaft wertvoll seien, wäre der Umstand, dass sie nach 25 Jahren überholt sei. Auch die historische Sozialwissenschaft muss man in ihrem speziellen Kontext verstehen – und das sind die siebziger Jahre, mit dem damaligen emanzipatorischen Anspruch. Dazu kommt ihre besondere Beziehung zu den Verhältnissen in Deutschland. Ich habe ja die Entwicklung in Deutschland in mancher Hinsicht zu optimistisch gesehen, heute denke ich pessimistischer. Natürlich war die historische Sozialwissenschaft Episode, auch wenn Elemente noch fortleben. Wir leben nun aber nicht mehr 1970, sondern 2002. Dazwischen lag 1989 mit dem Zusammenbruch des Kommunismus und 1991 mit der Auflösung der Sowjetunion. Wir leben in einer ganz anderen Welt, in politischer, ökonomischer, technologischer, kultureller, gesellschaftlicher Hinsicht. Wir müssen sehen, dass wir in einer Zeit leben, die wir als postmodern und postindustriell bezeichnen können. Insofern ist heute auch der englische Marxismus von E. P. Thompson überholt. Ich glaube allerdings nicht, dass wir heute weiter sind, das würde einen Fortschrittsgedanken enthalten, ich glaube, wir sind weiter und anders. Entweder wir bleiben stecken in dem, was wir einmal gemacht haben, oder wir entwickeln uns weiter.

Also ich hoffe, dass ich mich weiterentwickelt habe. Ich mache heute ganz andere Sachen, sie haben viel weniger mit Deutschland zu tun, auch weil ich glaube, dass dies weniger nötig ist. Es gab für mich einen Punkt, wo das nötig war, das war in vieler Hinsicht etwas sehr Persönliches. Es war meine Abrechnung mit Deutschland, die natürlich keine rein negative war, aber eben auch keine positive.

AM: Sie mussten 1938 als Kind Deutschland verlassen. Der Grund war ihre jüdische Herkunft.

GI: (lacht) Ich wurde einmal vorgestellt mit den Worten, Georg Iggers hatte einen jüdischen Vater. Ich sagte darauf, ich habe auch eine jüdische Mutter, und ich bin selber Jude. Ich musste als Zwölfjähriger Deutschland verlassen nicht nur wegen meiner »jüdischen Herkunft«, sondern auch weil ich Jude war.

Dennoch haben mich die zwölf Jahre in Deutschland sehr geprägt. Ich kam mit sechs Jahren in eine deutsche Volksschule. Ich war in mancher Hinsicht deutscher Patriot. Ich hatte einen von mir sehr bewunderten Volksschullehrer, der jugendbewegt und deutschnational war, aber kein Antisemit. Ich selbst wurde in der Folge jüdisch-national, auch im Kontext der Jugendbewegung. Ich wurde orthodox und Zionist. Ich besitze noch fünf Hefte »Palästina«, die ich als Zehnjähriger zusammengeklebt habe. Wir hatten ganz romantische Ansichten: »Zurück zur Natur«, wir schämten uns, dass unsere Eltern so bürgerlich waren. Die Jugendbewegungen wurden in Nazi-Deutschland ja alle gleichgeschaltet, nur eine nicht – die jüdische Jugendbewegung. Ich wollte 1938 nicht in die USA, ich wollte nach Palästina in einen Kibbuz, ich hatte aber nicht die Wahl. Amerika war für mich zunächst ein

Kulturschock. Ich las auch noch in den USA als Jugendlicher sehr viel deutsche Literatur und hatte ein ungewöhnlich positives Bild von der deutschen Kultur, viel positiver, als ich es heute habe. Ich sah nicht das Gefährliche der Vergötterung Goethes, der Musik und so weiter.

Ich stand der politischen Entwicklung in Deutschland natürlich sehr kritisch gegenüber. Später habe ich wahrscheinlich die politische Entwicklung nach 1968 positiver gesehen, als sie wirklich war.

AM: Viele zur Emigration gezwungene Jüdinnen und Juden gingen auf Distanz zur deutschen Sprache, gerade auch wenn sie sich der deutschen Kultur besonders verbunden gefühlt hatten. Manchmal wurde diese bewusst hergestellte Distanz erst Jahrzehnte später aufgegeben.

GI: Ich habe die deutsche Sprache nie aufgegeben, ich sprach auch zu Hause mit meinem Vater deutsch und mit meiner Mutter, einer geborenen Engländerin, englisch. Ich bin allerdings kein Einzelfall. Ich denke etwa an Leute wie George Mosse, dessen Ideal ja in vieler Hinsicht der Bildungsbürger war, obwohl er die Gefahren des Bildungsbürgertums gesehen hat. Ich denke auch an Peter Gay und Walter Laqueur, bei denen die deutsche Kultur eine große Rolle spielte. Ich war ja sehr jung, was mich beeindruckte, war vor allem eine deutsch-jüdische Kultur, die ich als jüdisch betrachtet hatte und die ich erst in den USA, wo ich ganz Anderes vorfand, als deutsch-jüdisch erkannte. Mein Vater jedoch hatte sich immer als Deutscher gefühlt, als deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Er war Demokrat, wenngleich eher unpolitisch. 1914 war er allerdings vollkommen gegen den Krieg – als einer der Wenigen –, er war kein Nationalist, eher ein frankophiler Kosmopolit, der soweit er konnte, vermied, sich am Krieg zu beteiligen. Als er mir als Kind davon erzählte, habe ich mich geschämt, erst später konnte ich ihn für seine Haltung bewundern. Nach der Emigration allerdings wollte er nichts mehr mit Deutschland zu tun haben, er kam niemals mehr zurück.

AM: 1949, als Sie 22 Jahre alt waren, entstand die Bundesrepublik. War das für Sie aus der Distanz der Emigration ein neuer Staat?

GI: Damals war es ein neuer Staat, heute sehe ich das viel kritischer. Ich muss noch einmal zurückgreifen. In Nazi-Deutschland habe ich als Kind persönlich verhältnismäßig wenig schlechte Erfahrungen gemacht. Ich ging in Hamburg zur Schule, wo uns der Lehrer in Schutz genommen hat. Ich war umgeben von Leuten, die keine Nazis waren. Bis Oktober 1936 besuchte ich die deutsche Volksschule, und der Lehrer meinte gegenüber meinen Eltern, solange er hier wäre, könne nichts passieren. Das war natürlich naiv. – 1945 oder 1949 war ich jedenfalls der Überzeugung, die Mehrheit der Deutschen wären keine Nazis gewesen. Immerhin hatten bei der Wahl im März 1933 trotz des Terrors nur 44 Prozent für die Nazis votiert.

AM: Das, was man den nationalsozialistischen Konsens nennen kann, haben Sie als Kind nicht wahrgenommen.

GI: Ich dachte lange, man müsste unterscheiden zwischen Deutschen und Nazis. Erst im Nachhinein sah ich, dass es doch anders war, dass die Nazis viel mehr Unterstützung hatten, als ich geglaubt hatte. Mein Vater hat ja Adenauer sehr geschätzt, für ihn repräsentierte er das ›andere Deutschland‹. Wenn ich aber zurückblicke: Die Regierung, die Universitäten, die Justiz, all das war unter Adenauer durchsetzt von Nazis. Das habe ich damals nicht begriffen. Ich sah allerdings auch die Weimarer Republik, immerhin eine Demokratie, sehr viel weniger kritisch, als ich das heute tue. Ich sah darin das Erbe von 1848. Heute sehe ich die Weimarer Republik viel kritischer *und* die Revolution von 1848 viel kritischer. Seit 1961 hatte ich wieder regelmäßige Kontakte zu Deutschland, zuerst zur Bundesrepublik und nach 1966 auch zur DDR.

AM: Mit dem Buch *Ein anderer historischer Blick*⁹ haben Sie ja versucht, zu einem Zeitpunkt, als die DDR-Geschichtswissenschaft in die Abwicklungsmechanik geraten war und zu unrecht vollkommen desavouiert erschien, einen Überblick über einige interessante Aspekte dieser Tradition zu geben. Von vielen wurde dies als ein Versuch angesehen, einige gute Seiten dieser Tradition nach der Wende zu »retten«.

GI: Mit diesem Buch habe ich ja schon vor der Wende begonnen, 1985 war ich drei Monate in Leipzig, meine Frau hatte ein Stipendium, ich verbrachte die drei Monate ausschließlich damit, DDR-Historiker/innen, DDR-Geschichtswissenschaft zu lesen. Mich hat ja einiges gestört damals, nicht nur die rein propagandistische Geschichtsschreibung, sondern die *Erbe-und-Tradition*-Richtung, die offen sein sollte, mir aber in ihrem Bestreben, die DDR national zu legitimieren, gar nicht offen vorgekommen ist.

AM: *Identity politics* à la DDR.

GI: Ja, das habe ich sehr kritisch gesehen. Andererseits haben mich verschiedene Dinge beeindruckt, die es im Westen nicht so ausgeprägt gab, etwa die Verbindung von Sozialgeschichte, Volkskunde und Wirtschaftsgeschichte usw. Ich nenne nur Hartmut Zwahr, Helga Schultz oder Jan Peters. Ich bereitete also einen englischen Sammelband vor, um diese ›untypische‹ DDR-Geschichtswissenschaft zu präsentieren.¹⁰ Niemand der Beteiligten dachte an die Möglichkeit des Mauerfalls. Im Sommer 1989 war die Übersetzung fertig und ich hatte eine Einleitung geschrieben. Dann kam der Mauerfall und ich musste eine neue Einleitung schreiben. Aber ich betone noch einmal, dieses Buch wurde bereits vor 1989 in Angriff genommen, es hätte die Aufgabe haben sollen, die relative intellektuelle Abschottung der DDR-Historie ein wenig zu durchbrechen.

AM: In unserem Gespräch konnten mehrere Konzeptionen und Problemfelder der Geschichtswissenschaften ein wenig historisiert werden: Historismus, historische Sozialwissenschaft. Was noch zur Historisierung ansteht, sind unter anderem jene Positionen, die man – bei aller Unschärfe dieses Begriffs, den ich nur ungern verwende – als postmodernistisch bezeichnet.

GI: Wenn wir White als Beispiel nehmen, so war er ja in *Metahistory*¹¹ keineswegs postmodern, White selbst hat das Buch ja als strukturalistisches Werk ausgewiesen, als ›letzten Schrei des Strukturalismus‹. Und das ist es ja auch.

AM: »*Metahistory* is passé«, meinte White ja selbst¹²; auch in dieser Zeitschrift drückte er sich in diesem Sinne aus.¹³

GI: Nach *Metahistory* geht er dann in eine ganz andere Richtung. In meiner Diskussion mit ihm vor fünf Jahren in Florenz habe ich ja versucht, seine Entwicklung zu zeigen.¹⁴ Er übernimmt dann einigermaßen unkritisch und einigermaßen unsystematisch den Diskurs der Postmoderne.

AM: Wenn Sie diese Formulierung gebrauchen, ist das, was Sie ›Diskurs der Postmoderne‹ nennen, für Sie eine Entität?

GI: Dieser Diskurs ist nicht geschlossen, nein. Foucault zum Beispiel hat diese ganze Skepsis an der geschichtlichen Entwicklung, andererseits denkt Foucault ja sehr historisch; aber nicht nur sehr historisch, sondern seinen theoretischen Äußerungen zum Trotz auch sehr linear. In *histoire de la folie*¹⁵ haben wir sogar das Wort *histoire*, wir haben zwar Brüche und Diskontinuitäten, es ist keine *Whig interpretation of history*, in mancher Hinsicht das Gegenteil, aber dennoch haben wir eine Fortentwicklung, die irgendwie zusammenhängt. Es gibt aber auch extreme Formen des sogenannten Postmodernismus. Hier muss man sehr vorsichtig sein, zum Beispiel bei Derridas »Il n'y a pas de hors-texte«.

AM: Würden Sie dieses so oft aus dem Kontext gerissene und missbrauchte Zitat als ein Beispiel für eine extreme Form des Postmodernismus registrieren wollen?

GI: Wenn man sich die Positionen näher ansieht, erkennt man, dass sie nicht einheitlich sind. Es gibt ja auch eine postmoderne Kritik an der Postmoderne. Postmoderne Theoretiker gehen davon aus, dass es keine Wahrheit gibt, gehen aber doch davon aus, dass sie die Wahrheit sagen. Das ist sehr betont bei Foucault und bei Derrida.

AM: Ich würde diese beiden Autoren niemals in einem Satz nennen. Wir sollten auch nicht die fundamentale Kritik an der westlichen Form der Wissensproduktion mit einer Leugnung von »Wahrheit« verwechseln.

GI: Foucault und Derrida sind natürlich sehr, sehr unterschiedlich, und Foucault ist mir auch viel sympathischer. Einerseits spricht er ja davon, dass es keine moralische Norm gibt, andererseits ist er natürlich sehr engagiert gegen Formen der Beherrschung, die er auf sehr komplexe Weise analysiert hat.

AM: Wir sitzen hier ja auch in unmittelbarer Nähe des »Narrenturms«, einem Paradebeispiel für die Foucaultsche Disziplinargesellschaft.

GI: Was mich immer wieder irritiert hat, wie sehr sich die post-aufklärerische Dis-

kussion (auch ich verzichte auf »postmodern«) bei Foucault, bei Derrida, aber auch bei manchen Historikerinnen und Historikern, auf Nietzsche und Heidegger bezogen hat. Ich glaube Nietzsche und Heidegger muss man politisch ernst nehmen.

AM: Mit dieser Äußerung bauen Sie eine Genealogie und eine Kontinuität zwischen Nietzsche und Heidegger, die ich nicht in dieser Form sehen kann.

GI: Ich sehe doch eine Kontinuität. Ich habe mehr Verständnis für Nietzsche, selbstverständlich. Bei Heidegger sehe ich vor allem den Angriff auf die Vernunft, bei Nietzsche schätze ich die radikale Vernunftkritik. Seit 1990 ging es mir besonders um die Verteidigung einer Vernunft, auch wenn ich einen komplexen Vernunftbegriff verwende, sehe ich hier eine Tiefe der Normativität. Man kann die Widersprüche der Aufklärung anerkennen, ohne ihre humanen Züge zu übersehen. So gesehen nehme ich auch eine grundsätzlich andere Position ein, als sie von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno in der *Dialektik der Aufklärung* vertreten wurde.¹⁶ In meinen Augen wurde die Verantwortlichkeit für die Verbrechen des Nationalsozialismus mit diesem Buch unangemessen verdreht und verschoben.

In den 1990er Jahren ist meine Arbeit jedenfalls in zwei Richtungen gegangen, die Auseinandersetzung mit dem Postmodernismus einerseits, andererseits mein Bemühen, über den europäisch-amerikanischen Rahmen hinauszugehen. Dies gibt unter anderem Gelegenheit, Fragen, die aus der Diskussion über die Postmoderne kommen, neu zu stellen. Auch die Frage Whites zum literarischen Charakter der Historiographie kann hier noch einmal erörtert werden. Mein kleines Buch über *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert*¹⁷ entstand aus einer Diskussion zum Thema *Rationality and History*. Wir waren drei Teilnehmer: Leszek Kolakowsky, der damals schon sehr katholisch war, ich selbst und ein Kommentator, der sich als Heideggerianer herausstellte. Dieser behauptete, es könne keine Wahrheit in der Geschichte geben und so weiter. Kolakowski wandte ein, er wisse aus seiner Zeit im kommunistischen Polen den Unterschied zwischen Propaganda und Geschichte. Obwohl Kolakowski und ich im Grunde sehr unterschiedliche Meinungen vertraten, haben wir uns auf dieser Ebene gut verstanden. Aber auch das daraus entstandene kleine Buch ist meiner Ansicht nach heute überholt. Für Longman sollte ich eine Geschichte der modernen Historiographie schreiben, die ich auch in großen Teilen schrieb, aber nicht fertigstellte, ein kleiner Teil wurde in der Gedenkschrift für Walter Markov publiziert. Während der Arbeit an diesem Projekt änderte sich meine Perspektive, mir ging es nicht nur um die Erweiterung des räumlichen Rahmens bezüglich der Geschichtswissenschaft um den außereuropäischen, sondern auch um bestimmte Voraussetzungen der westlichen Tradition, die mir fragwürdig erscheinen. Das hat mich dazu gebracht, meine Arbeit neu zu orientieren.

AM: Kommen wir zu einem letzten Thema, über das oft gestritten wird: Gibt es Ihrer Ansicht nach einen Trend in Richtung einer tribalistischen Geschichtsschreibung, der manchmal mit dem Postmodernismus in Verbindung gebracht wurde? Gibt es eine universalistische Rationalität als Grundlage einer Geschichtswissen-

schaft, von der aus man eine solche Entwicklung kritisieren kann?

GI: Tribale Geschichtsschreibung ist mir fremd.

AM: Manche Bereiche aus den Black Studies, Women Studies, anderen Minority Studies werden mit dem Vorwurf des Tribalismus belegt. Können wir uns darauf einigen, dass es dergleichen heute gibt, nicht zuletzt in den Vereinigten Staaten?

GI: In den Vereinigten Staaten weniger als in Europa. Die amerikanische Geschichte war meines Erachtens zu einem frühen Zeitpunkt sehr viel offener und hat auch viel früher begonnen, sich mit der nicht-westlichen Welt zu beschäftigen. Ich bin kein übertriebener amerikanischer Patriot, aber noch einmal: Die politische Offenheit der amerikanischen Geschichtsschreibung scheint mir größer als die der europäischen. Natürlich gab es immer auch amerikanischen Nationalismus, *American Exceptionalism* oder die *Consensus-Theory*, die mit dem Kalten Krieg zu tun hatte, aber die Offenheit der amerikanischen Geschichte hat selbst mir jene bescheidene Karriere erlaubt, die so in Deutschland oder auch Österreich gewiss nicht möglich gewesen wäre. Aber um zur Tribalismusfrage zurückzukehren: Die deutsche nationale Tradition der Geschichtsschreibung seit dem 19. Jahrhundert erscheint mir jedenfalls viel tribalistischer als die amerikanische.

Das Rationalitätskriterium ist für mich sehr bedeutsam, auch wenn man sich dem Begriff der Rationalität auf sehr unterschiedliche Weise nähern kann. Mir persönlich ist Habermas hier sehr sympathisch, auch in politischer Hinsicht. Es ist ein sehr schwieriges Problem, ich glaube aber doch, dass es so etwas gibt wie einen rationalen Diskurs, der nicht rein formal-logisch orientiert ist, der aber sehr viel zu tun hat mit der Konzeption von Wirklichkeit. Wir können die historische Wirklichkeit nicht reproduzieren, aber wir können danach trachten, ihr näher zu kommen.

Anmerkungen

* Georg G. Iggers ist Professor emeritus der State University of New York at Buffalo und Autor zahlreicher Bücher und Artikel zu Fragen der Historiographiegeschichte. Im Sommersemester 2002 übte er eine Gastprofessur am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien aus. Albert Müller arbeitet am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien.

¹ Georg G. Iggers, *Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart*, München 1971.

² Georg G. Iggers, *Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart*, erw. Ausg., Wien, Köln u. Weimar 1997.

³ Fritz K. Ringer, *Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890-1933*, Stuttgart 1983.

⁴ Friedrich Meinecke, *Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen*, Wiesbaden 1946.

⁵ Georg G. Iggers, *New Directions in European Historiography*, Middletown 1975.

⁶ Jörn Rüsen, *Konfigurationen des Historismus. Studien zur deutschen Wissenschaftskultur*,

- Frankfurt am Main 1993, 81-94.
- ⁷ Hans-Ulrich Wehler, *Geschichte als Historische Sozialwissenschaft*, Frankfurt am Main 1973.
- ⁸ Ute Frevert, *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*, München 1995.
- ⁹ Georg G. Iggers, Hg., *Ein anderer historischer Blick. Beispiele ostdeutscher Sozialgeschichte*, Frankfurt am Main 1991.
- ¹⁰ Georg G. Iggers, Hg., *Marxist Historiography in Transformation. East German Social History in the 1980s*, New York 1991.
- ¹¹ Hayden White, *Metahistoy. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Frankfurt am Main 1991.
- ¹² Ewa Domanska u. Hans Kellner, *Metahistory is Passé: An Interview with Hayden White*, in: *Diacritics* 24 (1994), 91 ff.
- ¹³ Ich glaube nicht, dass eine Theorie wie meine dazu da ist, angewandt zu werden. Ein Gespräch zwischen Hayden White und Judith Huber, in: *ÖZG* 9 (1998), 246-268.
- ¹⁴ Vgl. auch die Diskussion zwischen Iggers und White: Georg G. Iggers, *Historiographie zwischen Forschung und Dichtung. Gedanken über Hayden Whites Behandlung der Historiographie*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27 (2001), 327-340, Hayden White, *Entgegnung auf Georg G. Iggers*, in: ebd., 341-349, sowie Georg G. Iggers, *Historiography between Scholarship and Poetry: Reflections on Hayden White's Approach to Historiography*, in: *Rethinking History* 4 (2000), 373-390, Hayden White, *An Old Question Raised Again: Is Historiography Art or Science? (Response to Iggers)*, in: ebd., 391-406.
- ¹⁵ Michel Foucault, *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*, Frankfurt am Main 1973.
- ¹⁶ Max Horkheimer u. Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*, Frankfurt am Main 1969.
- ¹⁷ Georg G. Iggers, *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang*, Göttingen 1993.